Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 41. Bromberg, den 20. Mai 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(18. Fortsetzung.)

„Wenn ich denke", begann nun Hauptmann Matsumoto laut zu träumen, „wie das sein wird, wenn die Seuche in einer großen europäischen Stadt, in Paris z. B., ausbricht. Unser Botschafter hat auf dem Quai d'Orsay dem französischen Minister des Auswärtigen einen Besuch abgestattet. In seiner Begleitung ist ein junger Mann, den er dem Minister als Attaché vorstellt. Es werden die herkömmlichen Phrasen gewechselt. Dann schüttelt unser Gesandter dem weißen Schwein die Hand. Zum letzten Male. Denn der Gott hat ihn dem Tode geweiht.

Unsere Herren steigen die Treppe herab; unten wartet der Kraftwagen, der sie nach Le Havre führt. Sie brauchen keine Papiere mitzunehmen, sie brauchen nichts zu verschließen, sie wissen, wenn sie wiederkommen, werden sie alles so finden, wie sie es verlassen haben.

Kaum haben sie Paris den Rücken gekehrt, so bricht die Seuche los.

Ratlos umstehen die Beamten des Ministeriums ihren hohen Chef, der in Krämpfe verfällt, nach Luft schnappt und umsinkt.

Ratlos zuckt der telephonisch herbeigeholte Professor der Sorbonne, die Leuchte der französischen ärztlichen Wissenschaft die Achseln; er beugt sich über den Sterbenden, behorcht seinen Atem, prüft den Puls, murmelt etwas von stürmischer Jugend und zu rasch verbrauchter Lebenskraft. Geht dann ahnungslos in seinen Hörsaal, und während er der hoffnungsvollen Jugend Frankreichs verkündet, daß soeben der Minister des Äußern gestorben sei, bringt er durch den Hauch seines Atems hunderten von jungen Leuten den sicheren Tod.

Zwei Stunden darauf tobt bereits die Seuche in voller Wut.

In den Häusern, in den Geschäften, auf offener Straße fallen die Menschen hin und sterben.

Die Pferde von den Wagen stürzen zusammen, die Vögel schlagen aus der Luft aufs Straßenpflaster.

Still liegen an den Kreuzungen der Straßen die Polizisten, die den Verkehr regeln sollen.

Der Verkehr hat aufgehört. Da und dort rast noch ein Kraftwagen, fährt an eine Mauer, an einen Prellstein an, bleibt stehen. In den Armen ihres Geliebten röchelt die Weltdame, in den Armen des Gatten der Weltdame die Kokotte ....

Die Bahnzüge überfahren die Haltsignale, ein Zug fährt in den andern, fährt auf den Prellbock, die Lokomotiven prallen aneinander, und während die Kohlen auf den Tendern und die Holzverkleidungen der Wagen zu brennen beginnen, sterben Passagiere in Krämpfen in den Waggons. Da und dort eilen Landleute zu Hilfe, dort und da flüchtet ein Reisender, der noch die Kraft hat. Und alle tragen sie den Tod in die Dörfer und Weiler.

Zwei, drei Tage nachher ist das ganze große Land ein Leichenfeld. Käfer, Fliegen und Würmer sind die Herren, die es bewohnen, die Leichen reinputzen und den Platz besetzt halten für die neuen Herren des Landes, für uns ....

So wird die hochmütige weiße Rasse in wenigen Tagen zu Grabe gehen. Und nur eines wurmt mich, der Gedanke, daß sie nicht das Bewußtsein mitnehmen in den Tod, daß es der kleine, verachtete, gelbe Jap war, der tötete."

Wieser erhob sich. Er hatte genug gehört. Der Kopf wirbelte ihm davon. Er steckte das Notizbuch zu sich und wollte sich grüßend entfernen. Er hatte mechanisch gestrichelt, zum Zeichnen war er nicht fähig gewesen. Zum Glück hatte er vor kurzem das wohlgetroffene Bildnis seines Kollegen im Buche aus dem Gedächtnis festgehalten und dies Bild wies er nun vor, als der Kommandant ihn liebenswürdig aufforderte, zu zeigen, was er geleistet. Es genügte, das rasch erwachende Mißtrauen der Gelben einzuschläfern.

In seinem Zimmer warf er sich aufs Bett, zündete seine geliebte Pfeife an und begann angestrengt nachzudenken. Das war schwer. Denn ungeordnet stürzten seine Gedanken ihm durch den Kopf, sie tanzten einen tollen Reigen, sie ließen sich nicht festhalten. Wie wenn man mit verbundenen Augen dasteht und herumtappt und Leute haschen soll, die einen verhöhnen. Sie reichen dir einen Gewandzipfel, schlagen dich auf die Hand, fassen dich von rückwärts und willst du sie fassen, entwischen sie. Die Aufregung war es, die maßlose Aufregung und Empörung, die ihn zu ersticken drohte, die ihm die Augen des Geistes blendete.

Er sprang empor und eilte ins Laboratorium. Gedankenlos, instinktmäßig, ohne sich Rechenschaft abzulegen von dem, was er tat. Dort holte er ein kleines, enges Glasröhrchen, das an beiden Enden zugeschmolzen war. Impfmaterial, Dauersporen in ihrem Nährboden, die, wie sie erprobt, eine sehr lange Lebensdauer hatten. Hunderte solcher Röhrchen lagen dort. Sie wurden vor dem Gebrauch durch Erhitzen auf 70 Grad Celsius sterilisiert. Er schob es in eine federkieldicke Holzhülle, steckte es zu sich und kam unbemerkt wieder in sein Zimmer.

Jetzt war er ruhiger und begann seine Gedanken zu ordnen und zu überlegen. Er sah die Notwendigkeit, sofort einen Entschluß zu fassen und ohne Zögern auszuführen. Noch waren keine Befehle aus Tokio angelangt, die ihn betrafen. Was konnte man in Tokio über ihn beschließen? Ihn unschädlich zu machen. Denn er war der einzige weiße Mann, der das Geheimnis, der die Waffe kannte, mit der Nippon die Welt erobern konnte und wollte. Und Leute, die bei Tisch sich am Gedanken des größten und entsetzlichsten Massenmordes berauschten, die sich wollustbebend die Todesqualen von Hunderten, von Millionen Menschen ausmalten, die ihrem Rassendünkel im Wege standen, solche Leute waren nicht wählerisch in den Mitteln, wenn es galt, ihren gefährlichsten Feind stumm zu machen. Denn er war der Feind. Er war imstande, den Plan zu vereiteln.

Wie machte man einen solchen Feind stumm? Sehr einfach. Das alte, probate Mittel. Ein kalter Mann ist ein stummer Mann. In wenigen Tagen, in Stunden, konnte der Befehl aus Tokio kommen, ihn zu beseitigen. Einem Blitz gleich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, die Entscheidungen zu verzögern und dem Kommandanten zu melden, er habe sich die Sache überlegt, er wolle die angebotene Stelle in Japan annehmen. Dort waren fremde Kolonien, dort ankerten europäische Kriegsschiffe, auf die er flüchten konnte. Die Ausführung des Planes seines Freundes Yoghushiwa bedurfte ja doch Jahre, und in der langen Zeit ...

Er dachte den Gedanken nicht zu Ende. Das wäre eine gefährliche Selbsttäuschung gewesen. Die Männer von

Nippon hätten höflich grinsend erklärt, daß sie von seiner Sinnesänderung entzückt seien. Das Ende, seine Beseitigung, wäre nicht um eine Sekunde hinausgeschoben worden.

Er mußte flüchten. Sofort.

Aber wie? Er war ja hier ein Gefangener. Auf einer kleinen Insel, allseitig hunderte von Kilometern vom Meere umgeben. Bewacht durch seine Hautfarbe, seine Körpergröße, die ein Untertauchen in der Menge, selbst in einer großen japanischen Stadt, unmöglich gemacht hätte.

Zwei Wege standen ihm offen. Die Luft und das Meer. Der Hydroplan und das Motorboot. Der Luftweg war ihm versperrt. Der Hydroplan lag in einem Schuppen, die Schildwache stand davor. Nach dem militärischen System des Oberstleutnants, der, um seine Leute zu beschäftigen, vor jedes Magazin, ja vor jeden Gang eine Schildwache stellte. Zudem war er kein Luftfahrer, hätte den Apparat nicht meistern können. Schließlich konnte man ihn ohne Hilfe eines zweiten Mannes ja gar nicht in Bewegung setzen.

Also die Motorboote. Das große, oder das kleine. Amerika lag zum Greifen nahe. Im kleinen Boot, das nicht einmal eine Kajüte besaß, war neben dem Führersitz unter Celluloidschutz eine Seekarte. Das am weitesten nach Westen vorspringende Endchen Kaliforniens war nord-nordöstlich darauf zu sehen, Cap Concepcion, kaum 300 Kilometer südlich von San Franzisko. Das lag schon 400 Kilometer Luftlinie westlich von hier. Die Küste ging dann fast parallel dem Meridian; wenn er direkt westlich hielt, stieß er wohl schon nach 300 bis 350 Kilometer irgendwo an Land. Die Rettung lag zum Greifen nahe, konnte er allein und ungesehen sich eines Motorbootes bemächtigen. Denn er kannte den Mechanismus und die Art seiner Betätigung. War er ihm doch erst heute erklärt worden.

Was war mit den Motorbooten? Sie lagen im Hafen. Wohl bewacht.

War nicht eben bei Tisch, während Dr. Yoghushiwa seine menschenmordende Weisheit vortrug, von den Motorbooten die Rede gewesen? Natürlich. Was nur?

Angestrengt dachte er nach, suchte er sich zu erinnern. Der Kommandant hatte befohlen, beide Motorboote zu bemannen, reichlich mit Proviant und Benzin zu versehen und um Mitternacht die Klippe umzulegen. Um 1 Uhr wolle er ausfahren.

Die Flucht mußte er also zwischen 12 und 1 Uhr nachts ausführen.

Dazu waren drei Dinge notwendig. Erstens mußte er unbemerkt aus seinem Zimmer kommen, zweitens mußte er unbemerkt das Motorboot gewinnen, drittens mußte die Mannschaft aus den Booten entfernt werden, ohne daß er sich zeigte. Eine unmöglich erscheinende Aufgabe.

Aber er hatte seine ganze Entschlußkraft, sein kaltes Blut, seine Denkfähigkeit wieder. Wo ein Wille war, da war ein Weg. Er hatte noch fünf Stunden Zeit bis Mitternacht, um seinen Entschluß zu fassen und auszuführen.

Der Mond stand im ersten Viertel. Um Mitternacht sank er unter den Horizont. Das war gut. Denn dann war es dunkel. Aber es war auch gut aus einem anderen Grunde. Sein Fenster war trocken, er konnte im Dunkeln unbemerkt ins Freie, und der Weg zum Hafen war ebenfalls trocken. Denn schon vor dem Monduntergang setzte die Ebbe ein.

Wie entfernte er die Soldaten? Denn erst, wenn die Soldaten fort waren, konnte er an Bord.

Da mußte etwas Außerordentliches geschehen. Etwas Ungewohntes. Etwas, das die Soldaten erschreckte, alarmierte, daß sie, des Befehles vergessend, die Boote verließen und ans Land eilten. Was konnte er tun?

Angestrengt grübelte er. Dann schoß ihm blitzartig ein Gedanke durchs Hirn, daß er laut auflachte. Sie sollten ihn kennen lernen, die lieben, kleinen Japs, ehe er sie verließ.

Er schellte, sein Diener Hito kam. „Sie, Herr Hito, möchten Sie nicht mit mir ins zweite Magazin gehen, wo das Rohcelluloid liegt. Ich möchte mir ein Viertel Kilogramm davon holen. Ich brauche das zu einem bakteriologischen Experiment.“

„Jetzt, bei Sonnenuntergang?“ frug der Diener, sich zur Türe wendend.

Wieser horchte auf, das war er nicht gewohnt. Bisher hatte der Mann stets stumm und widerspruchslos seine Befehle ausgeführt. Er hätte ihn ja lieber nicht gerufen, aber dann ließ ihn vielleicht der Wachtposten nicht durch. Hatte Hito bereits Befehl bekommen, ihn zu überwachen?

„Sagen Sie, Herr Hito,“ frug er scharf, „seit wann üben Sie an meinen Wünschen laute Kritik?“

Der Mann knickte zusammen. „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, das war nicht meine Absicht. Ich wunderte mich nur, daß Herr Doktor zu so später Stunde noch arbeiten.“

Wieser lachte fröhlich. „Es soll eine Überraschung werden für meinen Freund Dr. Yoghushiwa. Aha, da sind wir schon.“

Der Posten trat zur Seite.

„Sie würden mich verbinden, Herr Hito, wenn Sie möglichst viel Abfälle sammeln würden. Die lösen sich leichter in Azeton als große Stücke.“

Hito ging nach rückwärts, wo ausgemusterte Films der Lichtbühne lagen, die in dieser öden Garnison Theater, Konzerte und Varieté ersetzte. Wieser steckte indessen eine Anzahl Eiergranaten in seine Handtasche, einen kleinen Browning und eine Schachtel Patronen in die Hosentasche. Er verdeckte noch die Handgranaten mit etwas Werg, das er vom Boden aufnahm, dann war Hito schon bei ihm.

„Ausgezeichnet,“ lobte Wieser. „Die Bilder stören mich gar nicht.“

„Wollen Herr Doktor jetzt nicht zum Abendessen in die Offiziersmesse?“ frug der aufmerksame Diener.

„Natürlich,“ dachte der Arzt. „Jetzt möchtest du wieder einmal mein Zimmer durchsuchen!“ Laut sagte er: „Nein! Sie werden mich beim Herrn Oberstleutnant entschuldigen. Ich bin müde und will mich auf einige Stunden hinlegen, bevor ich zu arbeiten beginne. Vielleicht bringen Sie mir das Essen aufs Zimmer. Und aus dem Laboratorium ein offenes Litergefäß und die Flasche mit Azeton. Sie steht ganz vorne im Medikamentenschrank.“

Hito kam nach zehn Minuten mit dem Abendessen in Wiesers Zimmer. Dann brachte er die verlangten Gegenstände aus dem Laboratorium. „Wann soll ich Herrn Doktor morgen wecken?“

„Gar nicht. Den Wecker bringen Sie mir, bitte, her. Ich werde um 2 Uhr aufstehen, da ich morgen dem Kollegen die fertige Sache zeigen will. Dann besorgen Sie mir vielleicht noch den Schnellsieder und Spiritus. Daß ich mir einen Kaffee brauen kann, wenn ich arbeite. Oder einen Tee. Und dann mögen Sie ruhig schlafen gehen.“

Der Mann ging endlich. Es war 9 Uhr geworden.

Wieser überlegte. Was nahm er mit? Er steckte sein ganzes Geld und seine Legitimationspapiere zu sich, den Browning samt Ladung trug er in der Tasche, ebenso den Holzstab, der die Erreger der tötlichen Seuche barg. Dann kamen in die Handtasche noch seine beiden Pfeifen, die kurze und die lange, sein Tabakvorrat, ein Fläschchen mit Benzin für sein Feuerzeug, dessen Docht und Zündstein er erneuerte und das er frisch füllte, und zwei Schachteln Sturmzünder. Endlich eine elektrische Taschenlampe und zwei Reservebatterien.

Alle diese Gegenstände verstaute er am Grunde der Handtasche. Darüber lagen in Werg die Handgranaten und die Filme.

Dann zog er sein Leintuch aus dem Bette. Er zerschnitt es in handbreite, lange Streifen, die er aneinander nähte, so daß ein etwa 30 Meter langer, schmaler Streifen entstand. Den wand und drehte er zusammen, bis er daumdick geworden war, legte ihn in die Waschschüssel und schüttete den gesamten Brennspiritus darauf, den er im Zimmer hatte.

Nun formte er aus seinen Kleidern und Wäschestücken eine Puppe, die er in sein Bett legte und sorgfältig zudeckte. Ein nicht sehr aufmerksamer Beobachter, der ins Zimmer blickte, mußte glauben, er, Wieser, liege in seinem Bette und schlafe.

Jetzt holte er seine weingeistgetränkte Leine heraus, rang sie aus und verstaute sie in seinem Gummibeutel. Dann zog er seinen schwarzen Gummimantel samt Kapuze an, löschte das Licht aus und wartete in einem Stuhl, den er in eine Zimmerecke gerückt, hinter einem Kleiderständer, an dem seine Ärztemäntel und noch einige Kleider hingen.

Er wartete auf den Zeitpunkt, da das Wasser sich verlaufen haben würde, das sein Oberfenster bedeckte. Während er wartete, ging er in Gedanken den Weg noch einmal durch, seit er den Brief des japanischen Kultusministers empfangen. Er erinnerte sich der Warnung seines Chefs, des Abends in seinem Hause, wo der Inder mit ihm „getiest“ hatte, und der merkwürdigen Geschichten, die da erzählt worden waren.

Halt! Jetzt hatte er es. Der Inder hatte dasselbe Gesicht wie der steinerne Götze hier auf der Insel, der Gott auf der Nachbarinsel, den er heute vormittag gesehen.

War das keine lächerliche Einbildung?

Er schloß die Augen und versuchte, sich das Gesicht des Inders zu vergegenwärtigen. Er konnte es nicht. Stets sah er den höhnisch grinsenden altmexikanischen Götzen vor sich.

Ein Geräusch ließ ihn auffahren. Es kam von der Türe. Wie wenn jemand die Klinke herunterdrückte.

War etwa schon aus Tokio die Weisung gekommen, ihn sofort abzutun?

Er hatte nach Hitos Weggang die Türe abgesperrt und den Schlüssel quer im Schlosse stecken lassen.

Jetzt vernahm er, wie sachte ein Schlüssel von außen eingeschoben wurde. Das leise Geräusch beruhigte ihn. Wäre der Befehl schon gekommen, ihn zu beseitigen, so hätte man sich kaum bemüht, jedes Geräusch zu vermeiden. Wozu denn dann noch Rücksicht nehmen auf seinen Schlaf? Wahrscheinlich war der Kommandant oder Dr. Yoghushiwa durch den Bericht seines Dieners Hito mißtrauisch geworden und wollte nachsehen, was der weiße Arzt eigentlich mache.

Der von außen ins Schloß dringende Schlüssel fand ein Hindernis an seinem von der Innenseite eingeführten quer gestellten Bruder. Um ins Zimmer einzudringen, hätte man ein Loch in die Türfüllung sägen müssen.

Nun vernahm sein geschärftes Ohr, wie der Außenschlüssel sacht wieder herausgeholt wurde. Dann war es still.

Die im Dunkel leuchtenden Zeiger der Weckuhr verrieten, daß die elfte Stunde schon vorüber sei. Das Fenster war frei. Aber es war noch Zeit. So sehr es in ihm zuckte und zerrte, er biß die Zähne aufeinander und blieb sitzen. Er mußte noch eine Stunde warten.

Er erinnerte sich, daß noch eine halb angerauchte Pfeife auf seinem Schreibtisch lag. Die holte er sich und setzte sie in Brand. Der Tabakrauch half immer über vieles hinweg.

Nach fünfzehn Minuten war die Pfeife ausgeraucht. Er holte seine beiden Holzpfeifen aus der Tasche, stopfte sie und verwahrte sie wieder. Die fieberhafte Spannung, die an seinen Nerven riß, brauchte eine Ablenkung. Dann schlang er eine Schnur um den Hals und hing die Tasche in Gürtelhöhe an, damit er die Hände frei habe, wenn er gehen und vielleicht laufen müsse.

Jetzt war es Zeit. Er erhob sich. Doch halt, was war das? Sein durch die Stille der Nacht geschärftes Gehör hatte ein Geräusch vernommen, ein Geräusch über seinem Kopf. Er sank in den Sessel zurück.

Nun drang ein heller Lichtschein ins Zimmer, ein Lichtkegel, der vom Oberfenster kam, augenscheinlich der Scheinwerfer einer Lampe von nicht allzugroßer Lichtstärke. Der Strahl glitt rasch durch das dunkle Zimmer, blieb einen Augenblick auf seinem Bette haften, wo die sorgfältig zugedeckte Puppe den Eindruck eines schlafenden Menschen erwecken mußte und verschwand.

Gründlich waren sie, die Herren Japaner, mit ihrer Überwachung, das mußte man ihnen lassen.

Wieser wartete noch fünf Minuten. Dann zog er den Handgriff, der die Fenster öffnete.

Tief atmete er auf. Nicht die frische Seeluft war es, es war das Gefühl der Befreiung. Hatte er doch schon die Befürchtung gehegt, man habe den Mechanismus des Fensters unbrauchbar gemacht.

Die nächste Sekunde war er im Freien. Er ließ sich auf alle Viere nieder und kroch langsam der vielfach durchbrochenen Umfassungsmauer zu, welche die Bucht vom Eingang der Grotte trennte, wo das Steinbild des Gottes stand.

Ringsum finstere, lautlose Nacht. Hätte er sich die Richtung nicht so oft eingeprägt, er hätte fürchten müssen, sie zu verfehlen. Und nun sah er durch eine Mauerlücke ein Licht aufblitzen; es war die Schiffslaterne, die vorne am großen Motorboote hing.

Bei der Ankunft des letzten Schiffes hatte die ausladende Mannschaft ganze Wagenladungen von Werg und Holzwolle im Hafen verstreut. Denn der Kommandant wollte nicht, daß diese leicht brennbaren Gegenstände mit den Explosivstoffen zusammen ins Magazin kämen. Der größte Teil war schon fortgeschafft; ein zwei Meter hoher Haufen stand noch etwa zwanzig Schritte vom Götzenbilde entfernt. Er war das Ziel des Deutschen.

Rasch verteilte er seine Handgranaten in verschiedenen Schichten des Haufens, dann holte er das eine Filmband, wickelte es auf und warf es oben über, das zweite befestigte er drehbar um einen Nagel, den er mitten im Haufen in die Erde trieb und zog es, bis zur Umfassungsmauer kriechend, nach sich.

Um sicher zu gehen, nahm er den Weg wieder zurück. Es waren kaum 80 Schritte; er brauchte zehn Minuten, bis er wieder zur Mauer gelangte.

Er konnte ruhig sein. Die Lunte reichte bis zum Werghaufen.

Nun verknüpfte er das Ende des Films mit der weingeistdurchtränkten Zündschnur, deren eines Ende er um einen großen Stein wickelte. Er entzündete ein Streichholz, blickte erst auf die Uhr, die 12,15 zeigte, dann setzte er das Ende der Zündschnur in Brand.

Gedankenschnell durchkroch er die Mauerlücke und blieb einen Augenblick an der Außenseite der Mauer liegen.

Doch nur einen Atemzug lang. Dann kroch er, sich sorgfältig außer dem Wege haltend, aufs Meer, auf die Bucht zu.

Jetzt wurde die Dunkelheit durch hellen Lichtschein zerrissen, der durch die Mauerlücke drang, und nun krachte mit donnerartigem Getöse die erste Handgranate auf, die das Feuer ergriffen hatte.

Die stille Bucht wurde lebendig von Männern, die aus den beiden Booten ans Land sprangen.

Nun ertönte die zweite und dritte Detonation. Es war, als ob die Klippe auseinanderbersten wolle.

„Vorwärts!" klang eine Stimme aus der Bucht in japanischer Sprache an sein Ohr. „Vorwärts, Ihr Soldaten! Da muß ein Unglück geschehen sein."

Ein eiliges Vorbeihasten von Füßen.

Wieser erhob sich und war mit zwei Sprüngen im großen Motorboot. Er schoß, während neue Detonationen von der Grotte erklangen, atemlos einen Schuß aus dem Browning in den offenen Motor, dann sprang er ins kleine Boot hinüber, setzte den benzingefüllten Motor in Gang und steuerte eiligst auf die offene Klippenbarriere los.

Seine Kriegslist war gelungen, der Weg zur Flucht war offen.

Gar bald belehrte ihn das stärkere Schaukeln seine Schiffchens, daß er die trennende Barriere überschritten, daß er das offene Meer erreicht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Ingenieur Brander mit seiner Marie Louise zufrieden wurde.

Von Alfred af Hedenstjerna. (Deutsch von E. Brausewetter.)

Herr Ingenieur Brander war mit einer Frau verheiratet, die Marie Louise hieß, und das war nun sieben Jahre her, ohne daß er es ein einziges Mal ernstlich bereut hätte.

Viele können eine Frau, ein Pferd oder einen Hund keine acht Tage besitzen, ohne ihre eigene Dummheit zu verfluchen, daß sie sich so was angeschafft haben. Im Vergleich mit solchen war Brander ein glücklicher Mann.

Aber ein Umstand war ihm an seiner Frau unangenehm; sie war eine so furchtbar prosaische Natur, und ihre Zärtlichkeit hielt sich in Worten und im Wesen so eng am Irdischen. Niemals sagte sie: „mein Liebling", „mein geliebter Gatte", „mein kleiner Abgott", „Herzensjunge" oder schrieb: „Deine Dich ewig liebende", sondern immer „Peterchen", „Perchen", „Männchen" und „Alterchen", obgleich er noch vierzig Jahre alt war.

Und wenn sie mitten in häuslichen Arbeiten war und er liebevollen und warmen Herzens zu ihr kam und sie zart und fein liebkoste und flüsterte: „Mein Goldkindchen, mein Rosen-Mariechen!", dann konnte sie ihm mit einem Strumpfe, den sie gerade zum Stopfen auf die Hand gezogen hatte, rings um den Mund wischen und lachen und sagen: „Was giebt's, Perchen? Du möchtest wohl Spargel zum Mittag haben?"

Dergleichen wirkt abkühlend, wenn man selbst schwärmerisch und poetisch ist.

Sonst war Marie Louise in jeder Beziehung eine vortreffliche Frau, die jedes Jahr zur richtigen Zeit ein Kindchen zur Welt brachte, immer auf den Glockenschlag gutes Essen auf dem Tisch hatte und stets etwas vom Monatsgeld übrig behielt. Jung und hübsch war sie auch, wußte aber jeder Mannsperson, die ihr gegenüber darauf anspielen wollte, sogleich gründlich auf den Mund zu geben.

Während der Brautzeit hatte Brander ihre prosaische Natur nicht so sehr bemerkt, denn da schwärmen alle Mädchen ein wenig; aber nun schien es ihm, Marie Louise hielte ihn immer zu sehr auf der Erde, wenn seine Liebe zum lichtblauen Äther hinauf und sich auf die goldrandigen Wolken setzen und Erde und Himmel mit einem Blicke umfassen wollte.

Da mußte er einmal in Geschäften auf einige Tage fortreisen. Beim Abschied schloß er sie stürmisch in seine Arme, als wäre er ein Feuerwehrmann mit einem nassen Tuch und sie eine an der Gasflamme entzündete Balletteuse gewesen. Und dann sagte er:

„Leb' wohl, du Sonne meines Lebens! Alle guten Engel des Himmel mögen meinen Engel behüten, während ich, fern von dir, von Sehnsucht verzehrt werde!"

„Ja, adieu, Peterchen! Hast du auch nicht deine Zahnbürste vergessen? Siehst du wirklich guten Bettbezugstoff, so kaufe neun Ellen für Mimi's Bettchen!" Er sank förmlich in sich zusammen und errötete über ihre alltägliche Sprache und stieg wehen Herzens in den Zug ein.

Am nächsten Tage schrieb er einen Brief, der begann: „Abgott meines Herzens!" und schloß: „Dein dich bis zum Tode anbetender Peter!" Und dann zeichnete er unten in

die linke Ecke des fünften Briefbogens einen großen, schwarzen Kreis, in den er hineinschrieb: „Hier hat dein Gatte hingeküßt!" Der Brief selbst war eine ausführliche Schilderung all' seiner Qualen der Sehnsucht, all' seines tiefen Trennungsweh's.

Na, Marie Louise antwortete in ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit und Geschwindigkeit sogleich auf einer Postkarte:

„Mein Männchen!

Wir sind alle wohl und munter und grüßen Papa vielmals und danken für seinen Brief. Und da du nun einmal draußen bist, Alterchen, laß dir nur Zeit und lüfte dich ein paar Tage aus. Uns geht nichts ab.

Deine Marie Louise."

Mit wehmütigem, halb bitterem Lächeln steckte Peter Brander diese Postkarte so nahe seinem Herzen ein, als es ihm bei der Lage seiner Taschen möglich war, und dachte: „Sie wird mit ihrer krassen Alltäglichkeit schließlich meine Liebe ersticken."

Auf der langen, direkten Rückreise, die er in der Nacht machte, bestellte er sein Schlafkupee so spät, daß er in dem oberen Ruhebett liegen mußte.

Die Unterplätze waren von einem Herrn und einer Dame besetzt.

Solch eine Situation vermeidet man, soweit man kann. Der Schlaf-Waggon ist ein Schlafzimmer; für einen Mann mit Frau ist es nicht angenehm, einen fremden Mann in seinem Schlafzimmer zu haben. Doch die Not kennt kein Gebot; der Zug war voll.

Herr Peter Brander war sehr zart und feinfühlend. Er wollte sich so wenig als möglich bemerkbar machen, nicht schnarchen, nicht im Schlaf reden, nicht wie die Engel auf der Jakobsleiter „auf- und absteigen".

Als das Paar unten meinte, er wäre eingeschlafen, begann eine rührende Szene. Sie gehörten nicht zu jenen, die sich jeder auf sein Sofa legen und in Morpheus versinken, nachdem sie gesagt haben: „Frierst du?" — „Ach, so schwül, wie es hier ist!" — „Sei nur still!" — Nein, sie setzten sich nebeneinander auf dasselbe Ruhebett und umarmten sich. Und dann weinten sie und küßten sich. Warum sie sich küßten, darüber erfuhr er nichts; aber das Weinen, sagten sie, käme daher, daß sie für längere Zeit scheiden müßten, vielleicht auf vier bis fünf Monate.

Da war Liebe und Zartgefühl und Poesie! Sie gaben sich die zärtlichsten Kosenamen und beteuerten in poetischen Worten ihre Liebe.

Er fragte sie, was das Leben wohl für ihn für einen Wert hätte, so lange er von ihr getrennt leben müßte? Sie blieb ihm die Antwort darauf schuldig. Sie war wohl auch nicht der Meinung, daß es sonderlichen Wert hätte.

Dann fragte sie ihn, klagend und hilflos, in herzzerreißendem Ton, was sie tun sollte, um zu leben, um in einer Luft zu atmen, die nicht zugleich von ihm genossen würde, dem „ewig, unsäglich Geliebten?" Er ließ den Kopf hängen und sah in den dunklen Schein der verschleierten Deckenlampe hinein, als wenn er es auch nicht wüßte.

Sie besonders führte eine so feurige, heiße und poetische Sprache, wie es bei Frauen mit zwei flachen Goldringen an dem Ringfinger der rechten Hand sehr ungewöhnlich ist.

„Ist die Decke leck?" fragte sie und wischte, fast unwillig, einen klaren, großen Wassertropfen von dem rechten Hosenbein des Geliebten ab.

Ach, es war eine Träne, die aus Peter Branders Augen herabfiel, eine Träne der Rührung und des Mitgefühls, der ein Seufzer folgte: „Ach, wenn meine Marie Luise doch auch so wäre!"

Aus dem heftigen Schluchzen konnte man entnehmen, daß der Augenblick bald da sein müßte, da eines von ihnen den Zug verlassen sollte. In diesem feierlichen Augenblick sprachen beide ihre höchsten Wünsche aus.

Er seinerseits würde schon ganz glücklich sein, wenn er nur einmal am Tage, ohne sie selbst zu sehen, die Erde küssen könnte, die ihr Füßchen betreten hätte. Sie ihrerseits erklärte sich vollkommen bereit, vierzehn Tage von ein paar Rauchstößen seiner Zigarre zu leben.

Der Abschied selbst läßt sich nicht beschreiben. Er war herzzerreißend, und der tief bedauernswerte Mann stürzte aus dem Waggon heraus in die kaltfeuchte, bleiche, neblige Morgenluft mit so furchtbarer Verzweiflung in seinen Mienen, daß ein entdeckter Wechselfälscher dagegen vergnügt, wie ein Neuverlobter, aussehen würde.

Übrigens war es ein hübsches Gesicht, von kohlschwarzem Haar und Bart umrahmt.

Als er fortgegangen war, warf sie sich vornüber auf das Ruhebett mit einem Schrei, wie ihn ein Hase, dem man die Hinterbeine abgeschossen hat, auszustoßen pflegt, wenn er den Jäger mit dem Messer in der Hand kommen sieht, um ihn abzustechen.

Und wieder seufzte Peter Brander: „Ach, wenn meine doch auch so wäre!

Allmählich begann sie sich zu besänftigen — zwar nicht ihre Verzweiflung, aber die stürmischen Ausbrüche derselben. Sie ging hin und wusch sich Gesicht und Hände, und stutzte ihren Hut auf. Als die Sonne aufging, schälte sie sich eine Apfelsine, von denen sie wohl ein Dutzend auf dem Ruhebett gegenüber liegen hatte, ohne bisher eine einzige gegessen zu haben.

Sie bespritzte sich von oben bis unten mit Eau de Cologne, und als Peter Brander mit höflichem „Guten Morgen" von seiner hohen Lagerstätte herabkletterte, fragte sie ihn, was die Uhr wäre.

Es war eine hübsche, feine Frau mit etwas unbeschreiblich Noblem und Korrektem in ihrem ganzen Wesen; sicher nicht viel hübscher als seine Marie Louise daheim; aber welch' ein Herz, welche Gefühle! Ach, wenn meine Marie Louise doch auch so wäre!"

Plötzlich bekam die arme Frau Etle, ihre Sachen einzupacken. So, hier sollte sie nun aussteigen! Peter half ihr, würdig und zartfühlend. Auf dem Perron stand ein älterer, gemütlicher Herr und guckte neugierig hinein. Seine Haare waren graumeliert und sein Schnurrbart blond.

Als die Dame ihn erblickte, sprang sie aus dem Coupé, lachte über ihr ganzes Gesicht, schlang ihre Arme um seinen Hals und jubelte:

„Da hast du mich nun, mein liebes Männchen! Ach, wie ich mich nach dir gesehnt habe! Wie mir die Zeit lang geworden ist! Bist du nun froh, mich, dein kleines Frauchen, wiederzuhaben?"

„Ob ich froh bin!" flüsterte er und sah außerordentlich glücklich aus.

Und dann gingen sie, munter plaudernd, davon.

Aber am Waggonfenster stand Peter Brander, leichenblaß, mit offenem Munde, ganz starr vor Erstaunen. Aber dann ergriff er seinen Spazierstock, schüttelte ihn und murmelte: „Heil'ges Kreuz Donnerwetter, wenn meine Marie Louise so wäre!"

Als er nach Hause kam, saß seine Frau Marie Louise an einem Tisch im Eßzimmer und bereitete Heringssalat. „Nein, sieh, kommt da nicht mein Alter! Nicht, du! So, da bekamst du einen richtigen Zwiebelkuß!"

Darauf antwortete Brander voll Gefühl und Überzeugung:

„Zwiebelküsse oder nicht, das macht nichts; aber du bist in jedem Fall mein liebes Marie-Louischen, die beste Frau auf der Welt!"

Und von diesem Tage an war er nicht mehr so unzufrieden damit, daß sie so schrecklich prosaisch und alltäglich war.

Bunte Chronik

* **Münchhausen als Angler.** Ein Amerikaner erzählte seinen Freunden von seinen Abenteuern, die er im Sommer erlebt hatte. Das Hauptstück war eine ungewöhnliche Fischgeschichte, die sich in dem Badeorte abgespielt hatte, wo er wohnte. „Das Merkwürdigste, was ich beim Fischfang erlebt habe," sagte er, „ereignete sich am Tage, ehe ich nach Hause fuhr. Ich glaube, ohne Übertreibung sagen zu können, daß mir damals der größte Fisch entging, den es im Weltmeer gibt." Und damit beschrieb er ausführlich und dramatisch, wie er wohl ein paar Stunden lang vergebens daran gearbeitet hatte, einen ungeheuren Fisch ins Boot zu ziehen, der sich an der Angel gefangen hatte. „Schließlich riß die Schnur, und ich fiel rückwärts ins Boot, zu erschöpft, um noch etwas sagen zu können." „Das muß ein Wal gewesen sein," bemerkte einer der Zuhörer. „Nein, das war es nicht," antwortete der Erzähler bestimmt. Dann schüttelte er ernsthaft das Haupt und erklärte nochmals, daß es kein Wal gewesen sei. „Aber, so sage uns doch, wie du das so bestimmt behaupten kannst?" fragte der Freund. „Ja," antwortete der Fischer triumphierend, „weil ich einen Wal als Köder an der Angel hatte!"

Kleine Rundschau-Ecke

* **Eingeständnis.** „Hier schreibt dir ein gewisser Schulze einen Brief, der von Beleidigungen geradezu strotzt. Er nennt dich Gauner, Lump, Schuft, Betrüger. Wer ist denn der Mensch?" — „Keine Ahnung! Ich möchte nur wissen, woher der mich kennt."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.